

Siedler Geschichte Europas

Michael Borgolte

Christen, Juden, Muselmanen

Siedler Geschichte Europas

Christian Meier

Die Alte Welt

Griechische Polis

Römisches Imperium

Entstehung des Christentums

Michael Borgolte

Christen, Juden,

Muselmanen

Die Erben der Antike und
der Aufstieg des Abendlandes

300 bis 1400 n. Chr.

Heinz Schilling

Die neue Zeit

Vom Christenheitseuropa

zum Europa der Staaten

1250 bis 1750

Hagen Schulze

Phoenix Europa

Die Moderne

Von 1740 bis heute

Siedler Geschichte Europas

Michael Borgolte

Christen, Juden, Muselmanen

Die Erben der Antike und der Aufstieg
des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr.

Siedler Verlag

Einleitung – 9

Inhaltsverzeichnis

Religiöse Differenz im Fundament europäischer Identität – 13

Eine Religion ist nicht genug: die Alltagsgegenwart der Götter – 15

Von der polytheistischen Kulteinheit zur monotheistischen Pluralität – 35

Das unerreichbare Ganze: die Ausbreitung des dreifachen Eingottglaubens im mittelalterlichen Europa – 57

Insulare Existenzen im Meer der Andersgläubigen: die Juden – 59

Annahme der Verbannung, Sehnsucht nach Erez Jisroel – 59

Jüdisches Frühmittelalter? – 64

Wachsen und Wandern der europäischen Judenheit – 67

Diffamierung und Verfolgungen – 84

Die Evangelisierung Europas und das Problem kirchlicher Einheit – 101

Die Wirkung des Missionsbefehls im römischen Imperium – 101

Barbarenbekehrung jenseits der Reichsgrenzen: Goten und Iren – 110

Germanische Völker zwischen arianischem Partikularismus

und katholischer Universalität – 115

Franken und Angelsachsen als Gehilfen des heiligen Petrus – 125

Verbreitung des Evangeliums durch Eroberungskriege: Karl der Große – 132

Der lange Weg der Elbslawen zur Kirche – 137

Königreiche und eine akephale Gesellschaft in der »neuen Christenheit« – 142

Die Abgrenzung der lateinischen und der griechischen Sphäre

bei der Christianisierung der Völker – 156

Der unbekehrte Osten – 179

Westliche Missionare in der fernen Fremde: Pommern und das Baltikum – 197

Exkurs über eine Alternative: Orthodoxe und katholische Christen

vor der Herausforderung des Dualismus – 218

Verbreitung durch Eroberung, Herrschaft über multireligiöse Gesellschaften:
der Islam an den Rändern Europas – 242

Religiöse und politische Grundlagen der Konversion zum Islam – 242

Arabische und türkische Muslime im östlichen Mittelmeerraum:

Fehlschläge und Geländegewinne bis zum ersten Fall Konstantinopels – 247

Okkupationen der lateinischen Christenheit: der Islam

in Spanien, Sizilien und Unteritalien – 255

Bewahrung des Islam auf dem Erbgut der Rhomäer: die Osmanen – 281

Drei Thesen zur Dominanz des Christentums im monotheistischen Europa
des Mittelalters – 300

Der politische Prozeß Europas zwischen Integration und Desintegration – 303

Ambivalenz des Universalismus – 305

Reich ohne Monarch: dar al-islam – 308

Geburtshelfer des Abendlandes und Architekt der Osterweiterung: Byzanz – 311

Der Herrschaftsanspruch des Kaisers über die christliche Ökumene – 311

Die staatliche Partikularität: eine Signatur von Anfang an – 325

Byzanz inspiriert die Europäisierung des Westens – 336

Die byzantinische Staatenwelt im Osten Europas – 354

Einheit als Überforderung, Vielfalt ohne Leitidee:

Karls Erben in den Kaiserreichen der Franken und Deutschen – 366

Das karolingische Reich: eine europäische Fehlgeburt? – 366

Hegemonie über werdende Partikularreiche: die Ottonen – 377

Hohe Ansprüche, abflachende Autorität: Salier und Staufer – 392

Die Würde des römischen Kaisers im Spannungsfeld von Kurfürsten
und europäischen Monarchen – 410

Von der Herrschaft über die Kirche zur Herrschaft über die ganze Erde?

Die Prägung Europas durch den Zentralismus der Päpste – 429

Ein rhetorischer Anspruch – 429

Die Päpste erproben die Plastizität Europas – 441

Peripetie und Reduktion – 461

Die Regionalisierung des katholischen Europa – 473

Der Westen – 474

Spanien – 491

Skandinavien – 499

Ostmitteleuropa – 507

**Der Aufstieg des Abendlandes und die
Erdenschwere des Abweichenden – 517**

Antikes Erbe als Fessel – 519

Horizontenerweiterung und Einhegung – 540

**Die Freiheit der Studierenden und die Heiligung des Alltags
durch die Intellektuellen – 562**

Anhang – 585

Siglen und Abkürzungen – 586 – Anmerkungen – 587 – Bibliographie – 595 –
Register – 616 – Abbildungsnachweis – 638

Einleitung

Das Mittelalter ist die Epoche unserer Geschichte, in der Europa aus der antiken Mittelmeerwelt herauswächst, ohne sich aber von dieser ganz zu lösen. Die Islamisierung des Südens im achten, neunten Jahrhundert markierte zum ersten Mal seit der Verbreitung des Christentums eine kulturelle Grenze zwischen den Kontinenten, die allerdings Spanien und Sizilien von ihrer nordafrikanischen Gegenküste nicht hermetisch abschottete. Nordmeer und Atlantischer Ozean erwiesen sich für die Europäer als unüberwindliche Barrieren, wenn man von den Expeditionen der Wikinger absieht, im Osten aber gingen ihre kleingekammerten Lebenswelten fast unmerklich in die Weiten Asiens über. Hier fehlte eine klare geographische, politische, kulturelle und religiöse Scheidelinie – ein Erbe des Altertums.

Auf dem Boden des mittelalterlichen Europa siedelten Christen und Muslime deutlich voneinander getrennt in größeren Regionen, während sie sonst untereinander und mit den Juden vermischt in multireligiösen Gesellschaften lebten. Jüdische Minderheiten gab es auch, wo sonst nur Christen wohnten. Europa war also keineswegs mit der Verbreitung der lateinischen Sprache, dem Abendland oder dem Bereich der Papstkirche identisch. Es war ein Raum, in dem sich, verglichen mit der Vorgeschichte und den anderen Teilen der gleichzeitigen Welt, in einzigartiger Weise der Monotheismus durchgesetzt hatte: der Glaube an den einen Schöpfer und universal herrschenden Gott, freilich ausgeprägt in drei Religionen, von denen eine – das Christentum – noch in zwei Observanzen zerfallen ist, die griechisch-slawische Orthodoxie und den römischen Katholizismus. Der Sieg des Monotheismus über Vielgötterei und Mythos war nie vollkommen, doch er unterschied Europa von der vorchristlichen Antike ebenso wie von der Pluralität des Fernen Ostens, er hat in diesem Sinne Europa »gemacht«, er hat Europa in Spätantike und Mittelalter sogar erst hervorgebracht.

Keine der drei Religionen hat Europa jemals ganz beherrscht, und jede hat umgekehrt über Europa hinausgereicht. Der erste Teil dieses Buches wird deshalb der Verbreitung der monotheistischen Religionen und der durch sie geprägten Kulturen gewidmet sein. Das Bild, das sich ergibt, ist bunter, als sich viele träumen lassen. So hat es bis Mitte des zehnten Jahrhunderts in Europa einen Staat unter jüdischer Herrschaft gegeben und, abgesehen von al-Andalus in Spanien und von Sizilien, bestand ein muslimisches Reich an der Wolga bis zum Mongoleneinfall im dreizehnten Jahrhundert.

Wenn nur ein Gott die Welt lenkt, aber verschiedene Religionen von ihm er-

zählen, dann sind Konflikte unvermeidlich. Im Unterschied zum Polytheismus und zur Weitergabe des Mythos tendieren die monotheistischen Religionen zum Bekenntnis und zum Dogma, damit zur prinzipiellen Abgrenzung von den anderen, ja zum Kampf; sie bieten aber auch ein weites Dach zur Integration des Heterogenen. So konnte der Partikularismus der Stammesgesellschaften überwunden und der Übergang zum Staat erreicht werden, weil der eine Gott an die Stelle der vielen Gottheiten trat.

Dem Verhältnis von Religion und politischer Gewalt ist der zweite Teil des Buches gewidmet. Die muslimische Welt und das oströmische Reich des Mittelalters, also Byzanz, haben miteinander gemein, daß sie die Trennung von »Staat« und Religion beziehungsweise »Kirche« nicht kannten, die für den Okzident charakteristisch war. Die politische Herrschaft konnte sich also am Bosphorus und unter dem Halbmond nicht zunehmend säkularisieren wie in den west- und mitteleuropäischen Reichen, während sich umgekehrt die von laikaler Bevormundung befreite römische Kirche in einzigartiger Weise zur gemeinsamen Klammer der politischen Einheiten im lateinischen Europa ausformte. Byzanz und die muslimischen Länder blieben dagegen stets an die Reichsidee im Sinne weltumspannender Einheit gebunden, so fremd diese Konzeption der jeweiligen historischen Wirklichkeit auch gegenübergestanden haben mag. Universal gedacht war ebenso das römische Kaiserreich des Westens; wo aber die Idee der Weltherrschaft noch weniger Realitätsbezug hatte als hier, in den übrigen Ländern des lateinischen Europa, entstanden im Mittelalter noch keine Nationalstaaten, sondern Großregionen, innerhalb derer die Grenzen politischer Herrschaft erheblich variierten. Diese staatliche Unfestigkeit hat den kulturellen Austausch über nähere oder weitere Entfernungen erheblich begünstigt.

Europa ist, historisch betrachtet, weder eine geographische Einheit noch eine Wertegemeinschaft oder eine ideelle Größe; es war bisher noch nie »fertig« und hatte keine unstrittige Identität. Auch durch die Überlieferung ist es nicht vorgegeben; das Mittelalter hat den Namen benutzt, aber keinen Begriff von »Europa« ausgebildet. Zwar wurde Europa geographisch beschrieben und mythologisch gedeutet, aber einen Diskurs über seine Eigenart, der die Intellektuellen entzweien oder zusammenbringen könnte wie in unseren Tagen, haben die Jahrhunderte vor der Wende zur Neuzeit nicht gekannt. Wer Europa historisch begreifen will, muß anerkennen, daß seine Vielfalt keinen Pluralismus der Gleichgültigkeit hervorgebracht hat, sondern daß sich seine kulturellen Formationen in ständigem Bezug aufeinander anpaßten, wandelten oder auch abstießen. Transkulturelle Beziehungen sollen im dritten Teil analysiert und dargestellt werden. Dabei wird sich zeigen, daß nicht die lateinische Welt allein Europa hervorgebracht hat, sondern daß diese nur lernfähiger war als andere. Schon im achten und neunten Jahrhundert war die Überlieferung griechischer Philosophie und Naturwissenschaft an die Araber gelangt, die die Schriften zu großen Teilen in ihre Sprache übersetzt hatten; im hohen Mittelalter beteiligten sich aber auch Juden und Christen an einem ungemein intensiven

Austausch über die griechische Gelehrsamkeit der Antike, und vor allem in den südeuropäischen muslimischen Ländern wirkten Forscher aller Kulturen zusammen, um die Texte ins Lateinische zu übertragen. Das war das Fundament für den Aufstieg des Abendlandes.

Hierbei ist freilich zu berücksichtigen, daß die Geschichte Europas nie nur von einer einzigen Richtung bestimmt war, sondern stets Heterogenes dem Dominanten widerstrebt hat oder sich kulturelle Sonderformen behaupten konnten. Die verschiedenen Geschwindigkeiten der kulturellen Prozesse und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen sind ebenso ein Kennzeichen der europäischen Geschichte wie die periodische Ausbildung eines *mainstream*. Das Aparte konnte absterben, aber auch nach langen Zeiten der Randexistenz neuen Einfluß auf herrschende kulturelle Verhaltensmuster gewinnen oder diese sogar ganz verdrängen. Der Historiker kann diese Unterschiede und Zusammenhänge besser erkennen als der Zeitzeuge, weil er weite Räume überschaut und die Ergebnisse geschichtlicher Vorgänge kennt. Ohne seine Einsichten würde dem verhängnisvollen Irrglauben an eine unvermeidliche Entwicklungstendenz der Geschichte Vorschub geleistet. Im letzten Teil soll dementsprechend auch skizziert werden, weshalb es seit dem zwölften Jahrhundert zum unzweifelhaften Aufstieg des Okzidents gekommen ist – und weshalb andere Kulturen zurückblieben oder andere Wege einschlugen. Die unbestreitbare Dominanz, die das lateinische Christentum, die Kirche und die Staaten, am Ende des Mittelalters gegenüber den anderen Kulturen errungen hatte, trug zugleich, wie sich zeigen wird, den Keim der Selbstzerstörung in sich.

Religiöse Differenz im Fundament europäischer Identität

Eine Religion ist nicht genug: die Alltagsgegenwart der Götter

Es war kurz vor oder bald nach dem dreihundertsten Jahr der christlichen Ära, eine Wendezeit des Reiches. Der Kaiser weilte in Alexandria am Delta des Nils, wo der Ruhm der Stadt seit ihrem Gründer und ein Wohlstand goldschwerer Kaufleute zwischen den Kontinenten einen Geist des Aufruhrs gegen Rom virulent hielt. Diokletian selbst hatte acht Monate der Belagerung gebraucht, um einen Usurpator zu bezwingen, und wie er mußten auch seine Mitherrscher – der Augustus Maximian und die beiden Caesaren – in den Provinzen und an den Grenzen von Britannien bis Syrien und Armenien Aufstände unterdrücken oder Angreifer zurückwerfen. Deutlich zeigten sich jetzt aber auch die Erfolge im Kampf gegen die Erosion an den Rändern und die innere Auflösung, die den Staat seit fünfzig Jahren in Gefahr gebracht hatten. Die Verteilung der Regierungsgewalt auf vier Kaiser erleichterte die Präsenz der obersten Herrscher in allen Teilen des Riesenreiches, und eine Reform der Verwaltung erlaubte den direkten Zugriff der Zentrale auf jeden einzelnen Bewohner. Die Anzahl der Militärs hatte Diokletian drastisch erhöht und die Grenzen mit neuen Befestigungen und Straßen verstärkt; im Innern sollten gleichmäßige Steuern Gerechtigkeit und Sicherheit schaffen, die Untertanen allerdings auch an ihren Stand gebunden und einer Bürokratie ausgeliefert werden, die sich als selbstherrlich und korrupt erwiesen hat. Das Haupt der Tetrarchen, von Geburt ein Illyrer, ließ sich vom Ideal der *Romanitas* leiten, forcierte also die Verbreitung der lateinischen Sprache und des römischen Rechts als Klammer für das Staatswesen. Rom selbst und der Senat aber verloren unter ihm an Bedeutung, weil als Residenzen dezentraler Kaiserherrschaften nur andere Städte in Betracht kamen; für Diokletian, der sich Asien und Ägypten vorbehalten hatte, war dies Nikomedia am Marmarameer, für Maximian im Westen Aquileia oder Mailand.

Unter den Aggressoren von außen hatten die Augusti und Caesares keltische und germanische Stämme und Gruppen zu bekämpfen, die besonders diesseits und jenseits von Rhein und Donau für Unruhe sorgten, aber auch iranische Sarmaten in Pannonien und Mauren in Afrika; in Asien konnten die Perser, alte Rivalen der Römer, unter den Sassaniden nur mit Mühe auf Distanz gehalten werden. Deshalb war Diokletian im befreiten Alexandrien aufs höchste beunruhigt, als er das Vordringen einer neuen Religion aus Persien bis nach Afrika konstatieren mußte. In seinem Schreiben an den zuständigen Statthalter sprach er von einer *doctrina superstitionis*, die die *religio* der Römer gefährde.¹ Die verfluchten Gewohnheiten und widernatürlichen Gesetze der Perser sollten, so befürchtete er, unschuldige Völker wie

die maßvollen und friedliebenden Römer, ja »unsere ganze Welt«, wie durch Zaubertänke verderben.

Mit dem Wort *superstitio* bezeichneten die Römer in jener Zeit nicht mehr nur die religiösen Bräuche fremder Völker, sondern sie benutzten es, um andere Religionen zu diskreditieren. So hatte es Tacitus an der Wende zum zweiten Jahrhundert als »leere *superstitio*« verhöhnt, daß die keltischen Druiden Roms Fall an die Gallier prophezeiten;² die Juden diffamierte er als ein Volk, das »der *superstitio* untertan war und sich den religiösen Bräuchen überhaupt widersetzte«, und den Alexandrinern machte er ihre besondere Verehrung des Gottes Serapis zum Vorwurf.³ Den Ägyptern wurde unterstellt, daß sie mit ihren Kulturen politische Subversion gegen die Reichsherrschaft kaschierten. Obschon der Isis-Kult in Rom selbst großen Anklang gefunden hatte, war in Schriften der augusteischen Zeit immer wieder Oktavians Sieg über Kleopatra auch als Sieg der römischen über die ägyptischen Götter dargestellt worden. Als *religio* galt die traditionelle Götterverehrung und Kultübung der Römer selbst, die schon aufgrund ihres Alters allem Neuen und Fremden übergeordnet war. So argumentierte auch Diokletian in seinem Edikt für den Prokonsul von Afrika im Hinblick auf die falsche Lehre aus Persien: »Denn die unsterblichen Götter haben in ihrer Vorsehung geruht, diese Angelegenheit so zu ordnen, daß das, was gut ist und wahr, durch den Rat und die Handhabung vieler guter, hervorragender und besonders weiser Männer unumstößlich bewiesen und bewahrt werde. Deshalb ist es falsch, diesen Grundsätzen zu widerstehen, und eine alte *religio* sollte nicht durch eine neue getadelt werden.«

Das antike Heidentum war also keineswegs unbeschränkt tolerant, weder im Himmel noch auf Erden. Dessen ungeachtet hatte das römische Pantheon seit Jahrhunderten seine Aufnahmekraft erwiesen: Wo ein General einen Krieg zu führen hatte, konnte er um die Götter des Feindes mit dem Versprechen werben, ihnen in Rom selbst einen prachtvollen Tempel zu bauen und hervorragende Verehrung zu erweisen, falls sie ihre Schutzbefohlenen verließen und zu ihm überliefen. Der erste Fall einer *evocatio* hatte der Göttin Juno gegolten, die von der etruskischen Stadt der Veii 396 v. Chr. nach Rom überführt und auf dem Aventin in einem eigenen Tempel angesiedelt worden war. Später hatte man zum Beispiel den Kult der »Großen Mutter« aus Kleinasien etabliert, indem der Schwarze Stein aus Pergamon auf den Palatin verbracht wurde (204 v. Chr.). Seit Augustus waren die Kaiser selbst vergöttlicht worden, so erst im dritten nachchristlichen Jahrhundert Aurelian, Probus und Carus. Diokletian hingegen hatte für sich und seine Mitherrscher auf dieses Gottkaiserturn verzichtet. Vielmehr bezeichnete er sich als *Iovius*, also als Abkömmling des höchsten Gottes Jupiter Optimus Maximus, und brachte Maximian als *Herculius* in gleiche Beziehung zu dem untergeordneten Gott Herkules. Diese Herrschertheologie, die zugleich das Binnenverhältnis der Tetrarchen hierarchisch regelte, kam auch im Hofzeremoniell zum Ausdruck: Wer sich Diokletian näherte, mußte ihm zu Füßen fallen und seinen purpugesäumten Mantel küssen, wie es bei fremden Königen üblich gewesen war, er mußte den Kaiser mit der Anrede

»Herr und Gott« ehren, seinen Palast *sacrum palatium* nennen und seine Berater als *sacrum consistorium* respektieren.

Das Heil des Staates, so propagierte es der Herrscher, gründe auf dem Wohlwollen der Götter, denen deshalb der überkommene Kult zu leisten war, und auf dem Leben der Menschen nach den Regeln der Alten. Deshalb ging Diokletian in Alexandria auch rigoros gegen den neupersischen Glauben vor. Es handelte sich um die Religion Manis (216–274/76), der in Babylonien unter judaisierenden Christen aufgewachsen war, sich aber bald von der Täufergemeinde getrennt und seine eigene Predigt aufgenommen hatte. Mani stilisierte sich als »Apostel Jesu Christi« und – in Anlehnung an den Heiligen Geist – als »Paraklet« und »Helfer«, verkündete aber die dualistische Lehre eines Kampfs von Licht und Finsternis, Gut und Böse; in dieser Hinsicht hatte er gewiß Elemente des persischen Zoroastrismus aufgenommen, der schon viele Jahrhunderte alt war und unter den Sassaniden als Staatsreligion gefördert wurde. So ist es kein Wunder, daß Manis Lehre gerade in Persien Anklang fand, während der Religionsgründer selbst vermutlich auf Betreiben des zoroastrischen Oberpriesters hingerichtet wurde; Missionare trugen die Lehre von der menschlichen Wahlfreiheit zwischen Gut und Böse, dem Himmel, der Hölle und dem Zwischenreich im Jenseits noch im dritten Jahrhundert nach Indien, vielleicht nach China und im Westen bis nach Nordafrika. In Alexandria führte man um die Jahrhundertwende schon Klage, daß die sexophoben Manichäer sogar die Vermählung ablehnten; Diokletian dagegen hatte die Ehe mit Berufung auf das Herkommen unter den besonderen Schutz des Kaisers gestellt, weil so dem Reich der Segen des Himmels erhalten bleibe. Deshalb hat der Kaiser in seinem Manichäeredikt radikale Maßnahmen angeordnet: »Wir befehlen, daß die Gründer und Führer zusammen mit ihren verabscheuungswürdigen Schriften einer besonders schweren Bestrafung unterworfen, daß sie nämlich in den Flammen des Feuers verbrannt werden. Ihre Anhänger, die sich als widerspenstig erweisen, sollen nach unserer Anweisung hingerichtet werden, und wir befehlen, daß ihr Besitz durch unsere Schatzkammer eingezogen wird.« Reichsbeamte aber oder Menschen von Rang und Würde, die zum Manichäismus übergetreten waren, sollten ihr künftiges Leben in den Kupferminen von Phaeno oder den Marmorbrüchen von Proconessus fristen. Die Hoffnung Diokletians, durch drakonische Strafen »die abscheuliche Plage vollkommen aus unserem glücklichen Zeitalter« auszumerzen, erfüllte sich indessen nicht.

Die strenge Kontrolle von Kult und Glauben, wie Diokletian sie betrieben hat, sollte die Vorstellung von einer kohärenten religiösen Gemeinschaft des Reiches fördern. Zwar war die römische Religion selbst keineswegs homogen – um die kapitolinische Trias von Jupiter, Juno Regina und Minerva gruppierte sich eine wechselnde Anzahl alter und neuer, einheimischer und fremder Götter –, sie hatte aber von Anfang an einen klaren topographischen und später auch einen personellen Bezugspunkt in der Stadt Rom und bei den Kaisern. Stadtrömisch waren die Rituale und Mythen, Gottheiten, Priester und Zeremonien; hier hatten die Kaiser seit

Augustus alte Heiligtümer wiedererrichtet und neue Staatstempel gebaut, vor allem im Dienst ihrer eigenen Divination. Der Historiker Cassius Dio propagierte im dritten Jahrhundert den Kaiserkult geradezu als notwendig für die Einheit des großen Reiches, als eine Form des Gottesdienstes, an dem alle römischen Untertanen teilhaben konnten.

Davon abgesehen hatte sich Rom aber nie darum bemüht, die eigenen Gottheiten und Bräuche systematisch in die eroberten Länder zu verpflanzen; vielmehr folgte die Religion den Soldaten und Beamten zunächst nach Italien und dann in die Provinzen. Auch die »neuen« Kulte, die von außen nach Rom eingedrungen waren, wurden von hier aus weiterverbreitet. Der Isis-Kult, zur Zeit des Hellenismus noch auf Griechenland beschränkt, gelangte unter den Kaisern bis nach Afrika, Spanien und Gallien; auf Jupiter Dolichenus traf man vor allem im Rhein-Donau-Gebiet; Mithrasheiligtümer standen außer in Italien in den Militärlagern entlang der Donau (Aquincum, Carnuntum), im Einzugsbereich des Rheins (Köln, Wiesbaden, Hedderheim bei Frankfurt, Straßburg), in Gallien und in Britannien (Londinium/London), kaum aber in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Ägypten, Nordafrika und Spanien. Der Kult der Magna Mater, in Rom seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert bekannt, galt bereits als römisch, als er in den Kolonien und Munizipien von Afrika, Spanien und Gallien auftauchte. Allerdings bevorzugten die Statthalter und Provinzialbeamten die Verehrung der griechisch-römischen Götter. Legionen und Auxiliartruppen führten offizielle Kalender für die religiösen Riten mit sich, darunter für die Geburtstage der vergöttlichten Kaiser und der Stadt Rom selbst (21. April). Zum Stab der Statthalter gehörten auch *haruspices* (Wahrsager). Die Opferung der Tiere und die Deutung ihrer Eingeweide durch diese, besonders vor einer Schlacht, war eine religiöse Praxis, die die römischen Armeen an allen Grenzen des Reiches befolgten. Die Soldaten brachten in ihre Garnisonen aber auch Kulte aus ihrer Heimat mit. So hatte eine Kohorte aus Emesa in Syrien, die seit Mitte des zweiten Jahrhunderts in Pannonien an der Donau stationiert war, neben dem römischen Jupiter Optimus Maximus auch den syrischen Gott Elagabalus verehrt; die Zivilbevölkerung außerhalb desselben Lagers widmete ihre Devotion hingegen weder dem einen noch dem anderen, sondern ihren angestammten Lokalgottheiten.

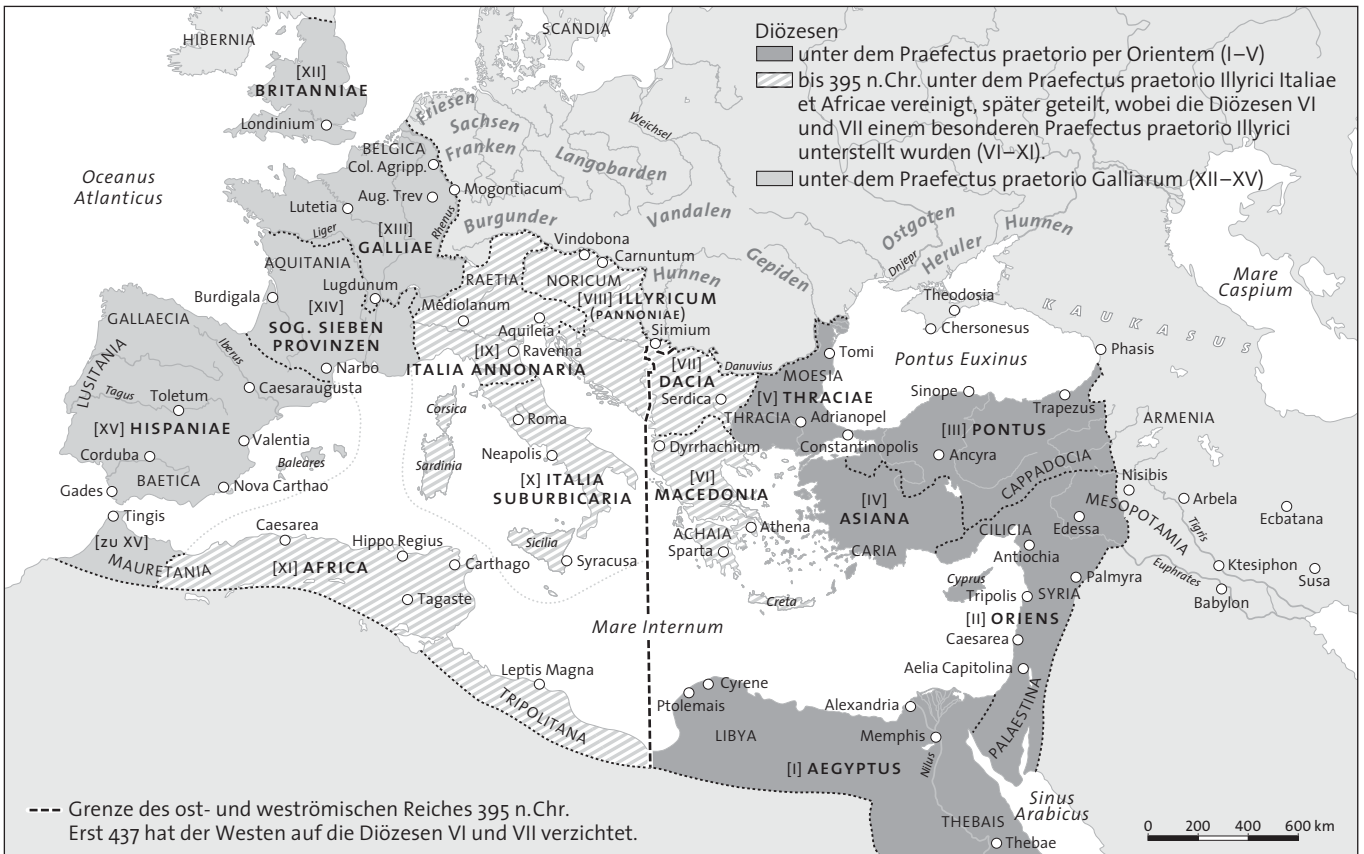
Das Reich Diokletians, das heidnische römische Reich vor dem Durchbruch des Christentums, war also »eine überwältigend einmütig polytheistische Gesellschaft. Es galt als selbstverständlich, daß es viele Götter gab und daß diese Götter Verehrung durch konkrete, öffentlich sichtbare Gebärden der Ehrerbietung und Dankbarkeit für sich verlangten ... Die Kenntnis der Götter und dessen, was ihnen gefiel und mißfiel, war gewöhnlich Gegenstand ortsgebundenen sozialen Gedenkens, das durch ererbte Riten und Gebärden wachgehalten wurde. *Religio*, die jedem Gott gebührende Verehrung, betonte (und idealisierte) soziale Kohäsion und die Überlieferung innerhalb der Familien, der örtlichen Gemeinschaften und auch durch die Erinnerungen stolzer Städte und Nationen, die auf eine jahrhundertelange Geschichte zurücksahen.«⁴ Eine einzige Religion war aber nicht genug; wie die Viel-



Götterkonzil, vatikanische Miniatur aus dem fünften Jahrhundert

In der heidnischen römischen Religion herrschte unter den Göttern eine hierarchische und funktionale Ordnung. Die seltene Darstellung eines Pantheons stammt schon aus christlicher Zeit, wenn auch aus einer Handschrift des Vergil.

Die Mittelmeerwelt im vierten Jahrhundert



zahl der Götter verlangten auch die Unterschiede und Wechselfälle des menschlichen Schicksals nach einer Pluralität der *religiones*, und Gleiches erforderten die Verpflichtungen der Menschen gegen verschiedene Lebensgemeinschaften.

An den Grenzen trafen die Soldaten des Römerreiches auf »Barbaren«, die ebenfalls vielen Göttern anhingen, aber kein entsprechendes religiöses System ausbildeten. Im Norden der Alpen waren dies die »Kelten« und die »Germanen«. Beide Namen bezeichneten keine großen Völker, sondern standen für eine Mehrheit von Stämmen und Gruppen, deren Zusammensetzung ständig fluktuierete und deren Kohärenz über Ortswechsel und Zeiträume hinweg von der Vitalität der Traditionskerne abhing. Erst Caesar, der als Prokonsul zwischen 58 und 51 v. Chr. Gallien erobert hatte, wußte die dort lebenden Kelten von den Germanen jenseits des Rheins zu unterscheiden; offenbar hatte er eine Fremdbezeichnung der Germanen durch die Gallier selbst übernommen. Den griechischen und römischen Völkerkundlern waren die »Kelten« (griechisch *Κελτοί*, *Κέλται*, *Γαλάται*; lateinisch *Celtae*, *Galli*) seit langem bekannt, sie hatten aber nicht – wie die moderne Sprachwissenschaft – auch die stammverwandten Bewohner Britanniens und Irlands hinzugezählt. Von den großen Inseln zwischen Nordsee und Atlantik reichte das keltische Siedelgebiet über Gallien, Spanien (*Gallaecia*/Galicien) und den Voralpenraum bis nach Norditalien, dem Schwarzen Meer und Zentralanatolien, wo sie als »Galater« bekannt sind; ihre Geschichte setzte um 500 v. Chr. ein und endete im ersten nachchristlichen Jahrhundert mit der Unterwerfung durch die Römer. Auch wenn die kulturellen und politischen Eigentraditionen in Westeuropa (Irland, Schottland, Wales, Cornwall, Bretagne) lange nachwirkten, wurden die Kelten romanisiert, hellenisiert oder germanisiert. Im Voralpenraum traten bald germanische Völker (Alemannen, Baiern) selbst an ihre Stelle, nach Gallien und Italien aber drangen unter anderem die Franken, Burgunder und Goten vor.

»Germanien« zu erobern, hatte Kaiser Augustus wohl geplant, doch war sein Feldherr Quintilius Varus in der Schlacht am »Teutoburger Wald« unterlegen; das weite Land zwischen den Meeren im Norden und den Flußmarken von Rhein, Donau und Weichsel blieb den Römern verschlossen. Unbewältigt wirkte deshalb unter ihnen auch das Trauma der Kimbernzüge nach, die schon 113 v. Chr. bei Noreia in Kärnten eine römische Armee geschlagen hatten. Als in der Spätantike die Übergriffe der barbarischen Nachbarn auf das Reich zunahmen, verengte sich der Germanenbegriff der Römer auf die Alemannen und die Franken an Rhein und Donau, während sie die Ostgermanen als Skythen oder Goten von den anderen trennten.

Kelten und Germanen waren schriftlose Völker, so daß das Urteil über ihre Religionen und Kulturen an die Wahrnehmung der Römer gebunden bleibt; diese deuteten die barbarische Welt mit ihren Erfahrungen, und den fremden Göttern gaben sie die Namen der eigenen. So schrieb Caesar über die Gallier: »Von den Göttern verehren sie hauptsächlich Merkur. Er hat die meisten Bilder, gilt als Erfinder aller Handwerke und Künste, als Führer auf Weg und Steg und hat nach ihrem Glauben den größten Einfluß auf Gelderwerb und Handel. Nach ihm verehren sie Apollo,

Mars, Jupiter und Minerva. Von diesen haben sie etwa dieselbe Vorstellung wie die übrigen Völker: Apollo vertreibe die Krankheiten, Minerva lehre die Künste und Handwerke, Jupiter sei der König des Himmels, Mars regiere den Krieg.«⁵ Die Kelten hätten also ein hierarchisch gegliedertes System des Numinosen gekannt, in dem jeder Gott und jede Göttin eine funktionale Entsprechung in der griechisch-römischen Götterwelt finden konnte; überdies wollte Caesar ähnlich wie in Rom bei den Galliern ein ausgebildetes Opferwesen und eine privilegierte Priesterklasse beobachtet haben, die Druiden. Darin hätten sich die Germanen deutlich von ihnen unterschieden: »Denn sie haben weder Druiden, die die religiösen Kulte leiten, noch bemühen sie sich um Opfer. Unter die Götter zählen sie nur jene, die sie erkennen und die ihnen offenkundig durch ihre Werke helfen, Sol, Vulcanus und Luna, die übrigen aber haben sie nicht einmal vom Hörensagen gekannt.«

In der Tat sind Kelten und Germanen in ihrer Religiosität von den Römern tief beeinflusst worden. Ihre Idole wurden bald nicht bloß aus Holz, sondern auch aus Stein gefertigt; aus dem keltischen Heiligtum von Hochscheid im Hunsrück wurde beispielsweise die Statue des Gottes Apollo Grannus geborgen. Auch die germanische Woche stellt sich mit ihren Götternamen als Anverwandlung der römischen dar. Es muß aber bezweifelt werden, daß es bei Kelten und Germanen wie bei den Römern eine trotz aller Variation doch recht geschlossene und gegliederte Götterwelt gab. Die keltischen Gottheiten, die besonders als Spender der Fruchtbarkeit, als Heiler und als Beschützer im Krieg angerufen wurden, trugen Namen, die zu meist nur einmal belegt sind und an eine bestimmte Region oder gar an einen einzigen Ort gebunden erscheinen. So wird der Gott Belenus von Tertullian (gest. nach 220 n. Chr.) exklusiv auf die Provinz Noricum, sonst aber auf die Stadt Aquileia bezogen, und für beide Lokalitäten bestätigen Inschriften diese Zuordnungen. Zwar weiß man auch von überall bekannten keltischen Göttern, von Teutates etwa, der mit dem römischen Merkur gleichgesetzt wurde, von Cernunnos-Pluto, Grannus-Apollo oder Lenus-Mars, daneben noch von den unübertragbaren Götternamen der Stutengöttin Epona, oder – als Gefährtin Merkurs – von Rosmerta; aber deren Verbreitung wird nicht als ursprünglich angesehen. »Der ausgeprägt lokale und regionale Charakter der weitaus meisten gallischen Kulte« wäre nach neuer Auffassung der Wissenschaft also »nicht als Indiz für die Auflösung und den Zerfall eines weitgehend einheitlichen vorrömischen Pantheons zu deuten, sondern man müßte umgekehrt den Vorrang der Interpretatio Romana und die überregionale Ausbreitung einzelner besonders populärer Gottheiten als eine sekundäre Nivellierung der ursprünglichen kleinräumig organisierten Kultvielfalt werten.«⁶

Gleiches ist auch von den (West-)Germanen anzunehmen. Im Unterschied zu Caesar, der diesen nur den Kult von Naturkräften zugeschrieben hatte, nannte Tacitus mehrere germanische Götter, wiederum in römischer Umdeutung: »Unter den Göttern verehren sie am meisten Merkur, dem sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer darbringen zu müssen glauben. Herkules und Mars suchen sie durch erlaubte, das heißt Tieropfer, zu gewinnen.«⁷ Ob hinter Merkur der Kriegs-



Statue des Apollo Grannus mit Leier und Greif aus dem Heiligtum von Hochscheid im Hunsrück

Der keltische (gallische) Gott Grannus wurde von den Römern mit dem griechischen Apollon gleichgesetzt, dessen Heiligtum in Delphi Kelten schon im dritten vorchristlichen Jahrhundert geplündert hatten. Teile der Beute waren nach Toulouse und dort 106 v. Chr. an die Römer gelangt.

und Totengott Wodan, hinter Herkules der Donnergott Donar-Thor und hinter Mars der Kriegsgott Ziu-Tyr gestanden haben, ist ungewiß. Ziu ist nur aus Ortsnamen in Alemannien zu erschließen, die Namen Wodan und Thor erscheinen erst lange nach Tacitus in der Überlieferung, und über das Alter des Wodanskultes ist man uneins. Erst im Frühmittelalter läßt sich die Gleichsetzung germanischer und römischer Götter belegen; so steht der »Wodanstag« (engl. Wednesday, niederländ. woensdag) für *dies Mercurii*, der »Dienstag« für *dies Martis Thinxi* (Tag des Mars Tiwaz) und der »Donnerstag« für *dies Iovis*.

Es bleibt aber zweifelhaft, ob die von Tacitus hervorgehobenen Hauptgötter überhaupt von allen Germanen verehrt wurden. Abgesehen von Merkur, Herkules und Mars nennt der römische Ethnograph noch Götter mit einheimischen Namen, die nur regionale oder örtliche Bedeutung hatten; darunter befindet sich die Erdmutter Nerthus, der Angeln, Warnen und andere Völker an Nord- und Ostsee huldigten. Nerthus nehme am Leben der Menschen teil und komme zu den Stämmen gefahren. Über den Kult der *Terra Mater* schreibt Tacitus: »Auf einer Insel im Ozean steht ein heiliger Hain, und in ihm befindet sich, mit einem Tuche zugedeckt, ein geweihter Wagen; nur der Priester darf ihn berühren. Er merkt es, wenn sich die Göttin in dem Heiligtum eingefunden hat, und geleitet sie unter vielen Ehrenbezeugungen, wenn sie – von Kühen gezogen – durch das Land fährt. Dann gibt es Freudentage, und festlich geschmückt sind alle Stätten, die die Göttin ihres Besuches und ihres Aufenthaltes würdigt. Man zieht dann nicht in den Krieg, ergreift die Waffen nicht, sicher verwahrt liegt alles Eisen. Frieden und Ruhe kennt und liebt man freilich nur dann und nur so lange, bis derselbe Priester die Göttin, die des Umgangs mit den Sterblichen müde geworden ist, ihrem heiligen Bezirk wieder zurückgibt. Dann werden Wagen und Decke und, wenn man dem Glauben schenken will, die Gottheit selbst in einem versteckt gelegenen See abgewaschen. Hilfsdienste leisten dabei Sklaven, die alsbald derselbe See verschlingt. Ein geheimer Schauer umgibt daher den Brauch und eine heilige Scheu, zu erkunden, was das wohl sein mag, was nur Todgeweihte zu Gesicht bekommen.« Andere Stämme kannten göttliche Zwillinge, die den römischen Beobachter an Kastor und Pollux erinnerten. Ein Teil der Sueben habe der Isis geopfert; »wie es zur Einführung dieses fremden Kultes gekommen ist und woher sie stammt, habe ich«, so gesteht er, »nicht recht in Erfahrung bringen können«; nur soviel lasse sich sagen, »daß das Kultsymbol selbst, einer Barke nachgebildet, auf eine Einführung des Kultes auf dem Seewege hinweist.« Aus Inschriften kennt man eine Göttin Nehalennia, die, ähnlich wie Isis, oft mit einem Schiff dargestellt wurde; ihr kann man einen Hain auf der Rheininsel Walcheren mit mehreren Altären zuordnen. Ungewiß ist, ob zwischen den kaiserzeitlichen germanischen Gottheiten und den später überlieferten Namen skandinavischer Götter ein Zusammenhang bestand oder gar eine Identität vorliegt; andererseits deuten die Brakteaten von Germanen aus den Nordländern darauf hin, daß sie in ihren Götterbildern die Kaiser römischer Münzen imitierten.

Als die Vorfahren der Goten und Langobarden, deren Herkunft aus Skandina-

vien neuerdings fraglich geworden ist, in die Reichweite der Römer vorstießen, brachten sie ihre traditionellen Vorstellungen der Götterwelt mit, darunter die Überlieferung von einem Kriegsgott und Stammvater Gaut. Die Goten verehrten hölzerne Pfahlgottheiten, die wohl Amal und Ansis genannt wurden. Die Ostrogoten sollen nach einem Sieg über die Römer das Charisma ihrer Anführer so geschätzt haben, daß sie diese »nicht mehr als bloße Menschen, sondern als Halbgötter, also Ansen«, bezeichneten;⁸ den Germanen waren allerdings im Unterschied zu Griechen und Römern Halbgötter völlig unbekannt, so daß die scheinbar spontane Vergöttlichung eher auf einer gelehrten Konstruktion beruht haben dürfte. Als erster Hochgott der donaugotischen Terwingen gilt der Kriegsgott Tius; dieses Volk verehrte auch einen Donnergott, der vielleicht »Eichengott« genannt und mit Jupiter gleichgesetzt wurde. Der Flußgott der Donau empfing von ihnen Menschenopfer und wurde immerhin so respektiert, daß man auf seinen Namen Eide leistete. Für den Kult besaß jeder gotische Kleinstamm seine besonderen Heiligtümer, an denen Priester und Priesterinnen ihren Dienst taten. So gilt hier wie allenthalben für die Nachbarn der Römer, daß die Christianisierung nicht auf ein einziges Heidentum, sondern auf verschiedene Heidentümer traf. Erst die Kirche mit ihrem einheitlichen Christentum hat aus den vorchristlichen Praktiken ein einheitliches Heidentum gemacht.

Sicher ist das gleiche auch für die Begegnung der christianisierten mit den noch heidnischen Germanen anzunehmen, die keine Grenzberührung mit der antiken Hochkultur hatten, und für die Auseinandersetzung mit den Slawen, die seit dem sechsten Jahrhundert auf die Byzantiner im Osten stießen und im Westen das Interesse der Franken und Deutschen fanden. Einer Pluralität von Gottheiten hingen jedenfalls auch im Mittelalter noch viele Völker und Länder an, ja man muß sich klar machen, daß dies sogar von der neueren Zeit gilt. So wurden die Lappen (Samen) im äußersten Norden erst an der Schwelle zur Moderne bekehrt, nachdem sie schon ein halbes Jahrtausend im Bannkreis der westlichen und östlichen Kirchen gestanden hatten; christliche Missionare hatten noch im siebzehnten Jahrhundert viel zu erzählen von der Zauberei der Schamanen, von ihrer Heilkunst, Totenbeschwörung und Orakeldeutung. Ähnliche Erfahrungen hatten bereits die Krieger und Glaubensboten Karls des Großen gemacht, als der König die Sachsen zu beiden Seiten der Weser und die im Donaubecken siedelnden Awaren besiegte. Von den Sachsen mußten die christlichen Priester nicht bloß das Bekenntnis zum allmächtigen Gott fordern, sondern auch die Absage an Dämonen und namentlich bekannte germanische Gottheiten: »Entsagst du dem Teufel? Und jeder Teufelsgilde? Und allen Teufelswerken und -worten? Und Wodan und Donar und Saxnot und all den Unholden, die ihre Genossen sind?«⁹ Unter den verdammenswerten Riten der Sachsen kannten die Franken auch Opfer für Merkur und Jupiter, die mit Wodan und Donar gleichgesetzt wurden.

Lange nachdem die qualvolle und grausame Bekehrung des germanischen Volkes zu Ende gebracht worden war, erzählte man sich von einem sächsischen Sie-